

Was mir half

Von Friedrich Heer

Ich fahre, Frühsommer 1980, in Wien mit der U-Bahn, meiner Wohnung zu. Eine alte Dame sitzt mir gegenüber, beobachtet mich, sagt dann zögernd, doch entschieden: „Verzeihen Sie, sind Sie der Professor Heer oder *das* Enkerl vom Herrn Gohde?“ – Ich durfte beides bejahen. Nun: mein geliebter „Gohde-Großvater“ ist 1920 gestorben. Seine Züge ersah ich wieder, sehr überrascht kurz nach der Geburt meiner ersten Tochter Johanna, 8. Juni 1950. Alte Menschen, die in mir, dem 1916 Geborenen, „das Kind Fritz“ ersehen, habe ich immer wieder getroffen, in den Jahren meines Lebens.

1920: Das langsame Sterben dieses Großvaters (den anderen Großvater erlebte ich nicht), meine „Entdeckung“, vor einem Mittagessen in seiner Wohnung, daß er eben gestorben ist, die Ehescheidung meiner Eltern damals, führten mich in eine unvergeßliche Situation: Ich sitze, ein blutarmes, schwächliches Wiener Kriegs- und Nachkriegskind, in Stiefern am Kamp – das Kamptal ist ein Nebental der Donau – auf einem Balkon. Es ist sehr heiß, glühend heiß, ich stochere mit dem Finger in den Rillen des Balkonbodens, bin verzweifelt, denke nur immer wieder: Es gibt keinen Gott, keine Gerechtigkeit, es gibt nur den Tod. Den Tod. Den Tod. (Wobei das Sterben ganz vom Tod, vom Ausgelöschtsein, von der Vernichtung verschlungen war.)

Eine „Kleinigkeit“ war geschehen. Meine arme Mutter hatte mich vergeblich gesucht, im ganzen kleinen Dorf nicht gefunden – es waren unsichere Zeiten, viel „Volk“ zog umher, Schutt aus dem Krieg, sie fürchtete das Schlimmste. Schließlich wurde ich gefunden: jenseits des Flusses. Ich hatte einen „Besuch“ gemacht, bei einer Art „Onkel“. Ich war nur immer der Nase nach gegangen.

Es war scheußlich. Jahrzehntlang dachte ich mit Entsetzen, mit Empörung an diese Szene, auf dem Balkon in Stiefern. (Der Maler Hundertwasser hat später eine sehr schöne Skizze von Stiefern gezeichnet.) Meine Mutter hatte mich nur „ausgescholten“. Nicht geschlagen. Ihre Verzweiflung strömte jedoch, ohne Widerstand meinerseits, in mich ein. Ich erlebte mich total verlassen, ausgesetzt, ins Nichts gestoßen. Keine Mutter, kein Gott, keine Gerechtigkeit, kein Sinn des Lebens. „Was ist denn schon dabei, wenn ein kleiner Bub einen Spaziergang macht?“ Daß „so etwas Todesängste in der Mutter, dann in ihm selbst auslösen würde, wußte er nicht.

Wenn er damals gewußt hätte, daß es Selbstmord gibt, sehr oft auch Selbstmord von Kindern, hätte er vielleicht diesen Weg gewählt.

Selbstmord: Zwei Jahre später erfahre ich, daß meine Aufnahme in das Akademische Gymnasium gefährdet ist, da eine Schulklasse – vor mir – bereits ausgefallen ist, nachdem sich die Öffentlichkeit sehr über einen Schülerselbstmord erregt hatte.

Wien ist eine Hauptstadt des Selbstmordes, auch des Jugend-Selbstmordes. Ein Schüler meiner Schule verfaßte das erste wissenschaftliche Werk, das sich mit „Selbstmord und Gesellschaft“ sehr gründlich auseinandersetzte. Thomas G. Masaryk, später der Gründer der Tschechoslowakischen Republik. Ein anderer Schüler, an dessen Schul-Tisch ich (nach ihm) saß, brach tödlich zusammen, als er zum Begräbnis seines geliebten Sohnes Franz gehen wollte. Der Siebzehnjährige hatte sich – es lag keine Auseinandersetzung vor – erschossen, im Oberstock, während „unten“ die Familie beim Kaffee saß.

Selbstmord: Ich war einige Male in meinem Leben nahe daran, so aus dem Leben zu gehen. 1938/39, in der Haft (Erste Verhaftung: 11. März 1938, Machtübernahme der Hitler-Leute in Wien, in Österreich). Mit meinem Freunde Reinhold Schneider, der selbst als junger Mensch einen Selbstmordversuch gemacht hatte und den Selbstmord seines Freundes Jochen Klepper, des Dichters des evangelischen Kirchenliedes, den Verfasser des großangelegten Romans „Der Vater“, billigte (er ging mit seiner jüdischen Frau und einer ihrer Töchter aus dem Leben als die Schergen kamen, um sie zum Versand abzuholen) unterscheide ich zwischen Selbstmord und Freitod. Diese Unterscheidung hat mir das Leben gerettet. Selbstmord: das ist ein Aus-dem-Leben-Gehen, wobei gewußt oder unbewußt andere Menschen beschädigt werden: Eltern, Freunde, Frauen, Kinder, Weggefährten, einfach Menschen, die auf uns sehen, uns „brauchen“, denen es irgendwie gut tut, daß wir da sind – auch wenn wir das selbst übersehen.

Freitod: allein, ohne Angehörige, Angewiesene, auf mich Angewiesene, auf mein Dasein Gewiesene: allein, um meine Menschen-Würde, mein Menschsein vor letzter Schändung zu bewahren.

Die Römische Kirche anerkannte bis ins 6. Jahrhundert das Menschenrecht des Freitodes – in Kommunion mit den Weisen der vorchristlichen Antike.

Ich halte es für eine Augenauswischerei, heute jungen Menschen vom „Sinn des Lebens“ zu sprechen, ohne die ständige Konfrontation mit Selbstmord und Freitod im Auge, im Hirn, im Herzen präsent zu halten.

1938/39 lebte noch meine Mutter, täglich erschreckend angesichts der Barbarei und des kommenden Krieges, den wir, Großmutter, Mutter und Kind in der Nacht des 30. Januar 1933 – Machtübernahme in Berlin – täglich erwarteten. Später waren es dann meine Frau, meine drei Kinder, die mich -, ohne es zu wissen (später habe ich ihnen Bericht über die Selbstmord-Situationen meines Lebens gegeben) hinderten, aus dem Leben zu gehen.

Wer heute wirklich wach ist, lebenswach, also schmerzwach, wer sieht, wie täglich der Fortschritt getätigt wird von der partiell gelungenen Endlösung der Judenfrage zu einer partiell gelingenden Endlösung der Menschenfrage, wer erlebt, wie sich Kirchenführer, Theologen, Professoren, Politiker, und andere öffentliche Herumsteher (nicht ich habe, wie mir oft zugesagt wurde, dieses Wort geprägt, es findet sich bei Heidegger, in seinen „Holzwegen“) herumtölpeln, herumflüchten, schnurrend, schmatzend, selbstzufrieden als fette (hochmutsfette) Katzen und Kater um den heißen Brei gehen – *die Selbstvernichtung, Groß geschrieben*, dem ist es, als jungem Menschen, nicht zu verdenken, wenn er *zuerst* schießt (auf andere, auf sich selbst): Warum soll er warten, bis er ver-schossen, verascht wird?

Das ist keine „Verteidigung“ der „Terror-Szene“, wohl aber dies: ein Hinweis darauf, daß die allermeisten freundlichen Beschwichtigungshofräte, die mit Hausrezepten anrücken, *Verzweiflung heute – die conditio humana heute* –, nicht ernst nehmen. Die Tatsache, daß auch viele Millionen junger Menschen „gar nicht dazu kommen“, den Ernst dieser Sache mit dem Menschen (Freund Heinz Zahrnt hat „Die Sache mit Gott“ an einem Spezialfall zur Debatte gestellt) so wichtig zu nehmen, da sie einen Beruf suchen, Frau und Familie, und Erfolg, und Haus und Heim, und andere freundliche, gute Dinge – die ich ihnen von Herzen zu-wünsche, trägt kräftig dazu bei, „die Lage der Nation“ einzunebeln.

Im Blick auf diese Situation halte ich es für sinnvoll, im Angesicht von jungen Menschen von Situationen meines Lebens zu berichten: Ich habe nicht *ein* „Damaskus“ erlebt, keine einmalige „Bekehrung“, keinen *einmaligen* „Umbruch“, „Aufbruch“, keine einmalige „Erweckung“ (interessiert und zutiefst unberührt erlebte ich, eben aus dem Krieg heimgekehrt, 1946 im

Sommer in Caux die Erweckungs-Bewegung der „Moralischen Aufrüstung“). Wohl aber habe ich dies erlebt: Eine ganze Reihe von Situationen, in denen mein Leben auf die Kippe kam, ich nicht weiter wußte, in keiner Weise weiter wußte. Ich habe nie geglaubt, daß ich aus den Höllen Hitlers und seines Krieges entkommen würde. Am 22. Juni 1981 weckte ich mich um 3.15 Uhr, trat ans Fenster, um Dankbarkeits-Arbeit zu verrichten. Vierzig Jahre zuvor war ich in dieser Stunde bei Husi über den Pruth gegangen: Beginn von Hitlers Einfall in Rußland. Ich war damals so verzweifelt, daß ich „Schluß machen wollte“. Meine deutschen Kameraden besaßen, Gott (oder dem Teufel) sei Dank, bis weit oben hinauf keine Ein-Bildungs-Kraft, um sich vorzustellen, was aus diesem „kurzen raschen Feldzug, nach dem wir in die Winterquartiere in der Bretagne kommen“, werden würde.

Dieselbe Unfähigkeit Wirklichkeit wahrzunehmen, heute, diese heutige „Apokalypseblindheit“, die mein Freund Günther Anders seit 40 Jahren erschrocken beobachtet, nähert mich auch heute der Verzweiflung. Ich begehe nicht Selbstmord, meinen Körper beführend, in dem greifbar, meine End-Krankheit arbeitet.

Dies also für junge Menschen: Ich bin immer wieder in für mich verzweifelte Situationen gekommen, gebracht worden, die mir ausweglos erschienen. In ihnen habe ich erfahren: Stirb und werde, stirb und werde, werde und stirb. „Der Zweifel ernährt den Glauben, der Glaube den Zweifel“ (Reinhold Schneider, bei mir sitzend in seinem „Winter in Wien“). In der verdammten, aussichtslosen Situation dies tun: Warten, warten, warten. Nichts tun, zunächst. Warten, still halten, warten, warten, warten.

Später habe ich das so formuliert, auch so erlebt: in diesen Nächten der Seele, ganz *still zu werden*, mich *ganz zu lassen – verlassen*, wie ich mich da erlebe.

Da ich in späteren Jahren (in meiner Gymnasialzeit beginnend) mich viel mit der *Großen Mystik* zu befassen begann (Meister Eckhart, Teresa von Avila, Juan de la Cruz, Berulle, Condren etc.) kamen mir Formulierungen zu, wie: die Gottheit als das Große Nichts, *Nada* (spanisch). Eine Schneeflocke, in der Feuerhand Gottes schmelzend (Ignatius an Nadal). Und viele verwandte Worte, spirituelle Erfahrungen.

Nun: in den konkreten kritischen Situationen war das alles immer wieder weg. Kein „Gott“ in Sicht. Keine „Heiligen“. Keine „frommen Sprüche“. Auch nicht das Wissen um die Erfahrungen dieser und anderer Menschen in den Kreuzweg- Situationen ihres Lebens. Auch der entsetzliche Aufschrei des jungen Galiläers, der, wie Walter Jens in einer Predigt in einer Hamburger Honoratioren-Kirche offen sagte, „*brüllend*“ starb, auch seine *psalmennahen* Worte, wie da sein Gott ihn gerade jetzt, in dieser seiner letzten kritischen Situation auf dieser Erde, verlassen habe, berührten mich da nicht existentiell.

Auch die Evangelien waren mir in diesen Situationen faktisch: Literatur.

Was half mir? Half mir wirklich? Behutsam will ich es andeuten: In meiner ersten kritischen Situation – auf dem glühend-heißen Balkon, Stiefern im Kampthal, 1920, kam mir mitten *in meiner Verzweiflung etwas zu, ein gewisses Etwas, das seither in mir arbeitet*, und unter anderem meine über dreißig Bücher, einige hundert Essays, etc. etc. und *meine Arbeit mit Menschen* trägt: „grundlos“ trägt. Ein *Abgrund, der mich nährt*. Ein Vulkan, der in mir arbeitet: und mich immer wieder mit scheußlichen Ausbrüchen überschüttet, die Reben und Feigen, die ich auf seiner Erdenhaut gepflanzt habe, verschüttet, verbrennt. Ein Vulkan, der in mir brennt, und alle Brände meines Lebens, in den Formen von Verzweiflung, und in den Formen von Fruchttragen, unterhält, nährt, mich also als einen Brennenden hält, erhält, verbrennt, versehrt, ernährt.

Die Dornbusch-Situation also: *Jeder* Mensch ist ein brennender Dornbusch. Leider wissen das die meisten Menschen nicht, verbrennen also ihr Leben auf kleiner Sparflamme, veraschen sich in „Leistungen“, „Arbeiten“, Erfolgen und zugehörigen Mißerfolgen.

Ich habe das große Glück, die Gnade, wenn man es so nennen will, gehabt, diese meine Dornbusch-Situation immer wieder zu erleben: als 4jähriger, als 16jähriger, als 22jähriger, als 44jähriger, als 55jähriger: in scheußlichen „Krisen“, Zusammenbrüchen, Verzweiflungen.

Angesichts eines Übermaßes von schlechten, mörderischen, selbstmörderischen Verzweiflungen heute, und eines Untermaßes von guten Verzweiflungen, die aus dem Dornbusch „Ich“ kommen, wäre Menschen, die sich heute mit jungen Menschen befassen, ohne sie obszön zu berühren (ihnen mit Begriffen und Anmutungen und guten Wünschen und Rezepten nahetreten) zu empfehlen, einmal darüber nachzudenken, wie dies zu leisten ist, in eigener Existenz, so, daß sie anderen Menschen präsent werden kann: Wie komme ich in meinen Dornbusch hinein? Wie verhalte ich mich, wenn er plötzlich „von selbst“ «w/lammt, und mich mit seinen Flammen überschüttet? Wie verhalte ich mich, wenn ich, überlebend, sein Einsinken erlebe? So tief, daß ich es „vergessen“ kann, seine Eruptionen verdrängend?

Was brauchen junge Menschen heute, von anderen, von kalendarisch älteren Menschen? Erfahrungen. Erfahrungen ihrer Dornbusch-Aufbrüche. Manche Menschen werten lebenslang einen einmaligen Ausbruch, Aufbruch aus: das hilft ihnen dann, *mobil* zu bleiben, Treibstoff zu gewinnen, auf der Einbahnstraße ihres Lebens, aktiviert ihre Energien zu Leistung, Erfolg, Lauf-Bahn. Wohl ihnen.

Mir kam anderes zu – und ich glaube, daß diese meine Erfahrungen jungen Menschen nicht verschwiegen werden sollen: Ich kam auf keine Ein-Bahn-Straße, Gott sei Dank. „Gott schreibt gerade auf krummen Linien“ (Altpersisch, vielfach übernommen, so noch von Claudel als Vorspruch zu seinem „Seidenen Schuh“). Jeder „Aufbruch“, jeder Umbruch, jede große Krise – hat mich zu neuen Aufbrüchen, Umbrüchen, schweren Erschütterungen, Gefährdungen geführt. Mein Gott, der nicht mir gehört, ist ein unruhiger Gott. Er arbeitet in mir, lebenslang, indem er immer neue Unruhen – Revolutionen – in mir zeugt, erzeugt.

„Die Revolution frißt ihre Kinder“: Das muß nicht so sein, in den Revolutionen, die *sich in uns begeben*. Diese Revolutionen *können*, wenn *wir sie überleben* (wartend, still haltend, weinen, ja weinen, durchaus mit den großen Alten um die dona lacrimarum, die große Gabe der Tränen bittend) bestanden werden: auch wenn wir hinkend, mit einem – unsichtbaren Buckel angebeult – aus ihnen hervorgehen.

Transzendieren also: sich selbst überschreiten.

Wehe dem Menschen, der nicht in eine solche Situation kommt, wie ich sie angedeutet habe, aus den Erfahrungen meines Lebens. Die Situation kann sofort da sein: wenn ich erschreckend wahrnehme, wie ungeheuer dieser andere da ist – ein Freund, eine Freundin, ein Vater, eine Mutter, eine geachtete Person. Die schutzlose Wahrnehmung dieses Ungeheuers – des Menschen da vor mir, dieses Ungeheuren, Ungeheuerlichen in mir, kann mir als 4jährigem, und als 66jährigem Menschenkind einen Stoß geben, den ich nur abwehren kann, indem ich ihn annehme.

Ich habe Angst vor den Menschen, die von einem einzigen Erlebnis leben. Die so „den richtigen Weg“ ihres Lebens finden. Sehr oft münzen sie diese einmalige große Unruhe, Unsicherheit, dieses einmalige Feuer-Erlebnis aus, sehr erfolgreich. So frage ich mich: Gehören die Leute, die heute in Kirche und Welt und Schule und Hochschule und Politik und gelehrter

Untersuchung sich mit „der Jugend“ befassen, alle zu diesen erfolgreichen Bewältigern je einer Situation ihres Lebens?

Ich halte es mit den Scheiternden, den immer wieder Scheiternden. Die durch ihr Scheitern immer offener, bewußter, schmerzwacher, schmerzwissender werden. Ich möchte nicht noch einmal leben. Wenn mir aber dies Unmögliche zugefügt würde, wünschte, erbetete ich mir dies: Hand in Hand meines so vielfachen Scheiterns mit jungen Menschen Heute zu gehen, ohne viel zu sagen, still, in großer Dankbarkeit zu den Himmeln aufblickend, zur Erde, Mutter Erde mich neigend, nach Links und Rechts mich wendend, ihnen meine Wunden zeigend.

Keine Stigmatisation alter Art. Keine Verheiligung, keine Verherrlichung meiner Wunden. Doch dies: beharrlich bekundend, wie fruchtend, fruchtbringend, zeugend sie in mir gewirkt haben.

Quelle: *Was meinem Leben Richtung gab. Bekannte Persönlichkeiten berichten über entscheidende Erfahrungen*, Herderbücherei, Bd. 940, Freiburg i.Br.: Herder, 1982, S. 63-70.